

# Selbstkritik

Autor(en): **Rychner, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **77 (1997)**

Heft 4

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-165731>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Max Rychner

## SELBSTKRITIK

*Max Rychners Credo: innere Barrieren abbauen, denn nichts diskreditiert den Kritiker mehr als das Vorurteil. 1964 zieht Rychner in den «Schweizer Monatsheften» mit dem Essay «Selbstkritik» eine Bilanz seiner Erfahrungen.*

Als kritischer Schriftsteller würde ich lieber von einem anderen Autor sprechen als von mir; aber auch ich will mich dem Selbstgericht stellen, begleitet von einer Leibgarde von Zweifeln, einer Bande, die sich vorerst gegen andere, schliesslich immer wieder gegen mich wendet. Ich sagte: kritischer Schriftsteller, denn im Anfang war die Lust zu schreiben; sie hatte sich entzündet an der Lust des Lesens.

Mit fünfzehn Jahren erfüllte mich Liebe zu unserer Sprache, in einem schnellen Augenblick sich erkennend, an einem Abend bei der Lektüre von *Hebbels* «Judith». Später erfuhr ich, das sei kein Text ersten Ranges, ich hätte mich besser vom «Faust» überwältigen lassen. Was half mir diese zu spät ankommende Schulmeisterei, da der Blitz, wenn auch unbefugterweise, bereits in mir gezündet hatte! Etwas von der Knetbarkeit, der Verfügbarkeit, der Denkbarkeit der Sprache war mir aufgegangen; mein Ich hatte sich in ihrem Nichtich auf einer nun fälligen Stufe neu gegründet und stürzte sich von da aus mit Selbstvertrauen in Abenteuer des Entdeckens. Damals hörte ich *Thomas Mann* vorlesen; der sentimentalische Lyrismus seiner Darstellung des sentimentalischen Dichters *Schiller* in dem Prosastück «Schwere Stunde» ergriff mich, überzeugte mich von einer hochgegründeten Moralität der Kunst. Je feiner und zahlreicher die Differenzierungen im Bewusstsein des Ausdrucks, desto authentischer spreche der Genius der Sprache, lernte ich am Beispiel *Thomas Manns*, der damals achtunddreissig war und von uns in der Schule gelesen wurde wie ein Klassiker. Bei *Flaubert* lernte ich es ebenso, bei *Nietzsche* auch.

Mir selbst überlassen, machte ich mich mit siebzehn, um mich sicher auf den Grund der Dinge zu stellen, an die Philosophen, zunächst an *Leibniz*, eifrig und

unberaten, hochgemut der Blamage entgegen gehend. Aus Gründen, die mir entfallen sind, reizte die Monadologie den Geist des kritischen Widerspruchs in mir, so dass ich in der Überzeugung, ein Denker zu sein, der endlich dem Wahren in der Welt zum Sieg ver helfe, mehrere schwarze Hefte vollschrieb mit Widerlegungen des Philosophen, dessen bedauerliche Irrlehren ich in allen Köpfen herrschend glaubte. Missen möchte ich jene Wochen erfüllenden Eifers nicht, als ich unzulänglich begabt und gerüstet, historisch gesehen an belanglosester Stelle mit Kampfgefuchtel antrat, wo es nichts mehr zu kämpfen gab – es sei denn in mir, in dem geschichtlichen Prozess meiner Person. Eine gewisse scharfe Entschiedenheit des Tones glaubte ich der Grösse der Sache und ihres Vertreters schuldig zu sein, etwa: «Unbegreiflicherweise begründet Herr Leibniz die Annahme der Fensterlosigkeit seiner Monaden im Widerspruch zu früher Gesagtem... usw.» An Sätze, die blitzen sollten von rechthaberischem Scharfsinn, glaube ich mich ungenau und ungerne erinnern zu können, wobei ich heute nur hoffen kann, damals bei aller Kritik nicht gegen die Ehrerbietung vor dem grossen Manne verstossen zu haben; es täte mir leid.

Bei kritischen Jugendsünden blieb es natürlich nicht. Als Leiter einer Zeitschrift hatte ich noch jung Gelegenheit, mich für Autoren einzusetzen, die mir wichtig waren und es ändern werden sollten. Darunter waren Deutsche, Franzosen, Angelsachsen, andere noch; ich hielt Ausschau nach manchen Seiten, nicht vergeblich, Freunde und Helfer machten mich aufmerksam auf die Sterne, die im Begriff waren, in ihre eigentliche Konstellation zu treten, am meisten unterstützten mich jene reichen zwanziger Jahre, die heute vergöttert, verketzert, ignoriert oder geplündert werden. Nenner jeder Erschei-

«Selbstkritik» erschien in der Januar-Ausgabe (H. 10) 1964 der «Schweizer Monatshefte», S. 1096–1099.

nung damals war der Begriff Krisis: Krisis der Wissenschaft, Krisis der Künste, der Theologie, des Kapitalismus – es gab rauschhaftes oder berechnendes Infragestellen und Inzweifelziehen alles Geglauhten und Gewussten, ohne Vorstellungskraft für die Konsequenzen all der Umwertungen und Abwertungen, mit denen so viele befasst waren, im Vollgefühl, Pioniere einer guten Macht zu sein, der alle dienen wollten und die von allen «Die Neue Zeit» genannt wurde, von den Revolutionären, den Reaktionen und den wenigen Gemässigten. Alle Krisen wurden von 1931 an im Deutschland der Weimarer Republik übertrumpft von der Wirtschaftskrise mit ihrer Arbeitslosigkeit.

Gab es noch Kunst? Es gab noch Kunst, auf allen Gebieten; es gab auch inmitten der freigesetzten politischen Leidenschaften und ihrer böse vereinfachenden Parolen noch Kritik, die in einer Erscheinung wie zum Beispiel *Walter Benjamin*, auch andern, dogmatische Gebundenheit mit feinsten Differenzierungen im Betrachten und Bedenken des Kunstwerks zu verbinden imstande war. Wie kann der Historiker den Druck fühlbar machen, der zu einer bestimmten Zeit auf den Menschen lastete, etwa «die grosse Angst», die vor Ausbruch der Revolution Frankreich durchlief, oder die Depressionen und Zorneswellen, die 1932 über Deutschland hinweggingen, dicke Luft, Katastrophenluft? Es ist schwierig, ausserhalb der Dichtung wohl nicht möglich; in *Büchners* «Danton», *Hauptmanns* «Florian Geyer» ist es geleistet.

Ich muss von diesen Dingen sprechen, denn ich lebte in den Jahren ihres Sterbens in der Weimarer Republik, mitgenommen in jedem Wortsinn. Anfang der dreissiger Jahre hatte mir *Franz Blei* in Berlin gesagt, auf drei Erzähler komme es derzeit an, sie überragten alle anderen. Er nannte sie, und siehe, alle drei waren wie er Österreicher: *Musil*, *Broch*, *Gütersloh*. Lokalpatriotische Befangenheiten musste man bei dem in allen Kulturen und Zeiträumen bewanderten *Franz Blei* nicht befürchten, zudem war er in der Literatur ein geborener Entdecker; er freute sich, für diese drei in Deutschland nahezu Unbekannten eintreten zu können, und er tat es überzeugt, ohne mir seine Überzeugung aufdrängen zu wollen. Die drei Namen waren mir

#### Max Rychners Werke

*Europäische Literatur zwischen zwei Weltkriegen*. Zürich 1951. *Zeitgenössische Literatur. Charakteristiken und Kritiken*. Zürich 1947. *Welt im Wort. Literarische Aufsätze*, Zürich 1952. *Sphären der Bücherwelt. Aufsätze zur Literatur*, Zürich 1952. *Arachne. Aufsätze zur Literatur*, Zürich 1957. *Antworten. Aufsätze zur Literatur*, Zürich 1961. *Zwischen Mitte und Rand. Aufsätze zur Literatur*, Zürich 1964. *Aufsätze zur Literatur*, hrsg. von *Walter Meier*, Zürich 1966.

#### Gedichte:

*Freundeswort*, Zürich 1941. *Glut und Asche*, Zürich 1946. *Die Ersten, Ein Epyllion*, Zürich 1949.

#### Aphorismen:

*Lavinia oder Die Suche nach Worten*, *Erato Presse im Agora-Verlag*, Darmstadt 1962.

geläufig, doch nur als Namen, ohne dass ich damit eine Vorstellung von Werken verbinden konnte. Ich hatte sie nicht gelesen, dabei war es mir klar, dass ich sie hätte lesen sollen; ein unbequemes Gefühl des Unrechts lag in mir und strafte mich, nicht nur weil ich nicht gelesen hatte, sondern weil ich zu lesen versucht hatte und dabei gescheitert war...

Der erste Band von Musils «Mann ohne Eigenschaften» hatte in meinen Händen, vor meinen Augen gelegen; ich begann mit Lesen Seite eins, Zeile eins, und bewegte mich langsam vorwärts, genau in gleicher Weise in dem ersten Band von Brochs «Schlafwandlern». In beiden Fällen kam ich nicht durch, ich blieb stecken, gab auf, weil mich mein Interesse, diese von mir noch unaufgeklärte Macht, nicht weiter im Text vorantrieb. Dabei regte sich, wie gesagt, Schuldbewusstsein in mir, das indessen auch Gründe der Selbstrechtfertigung mobilisierte. Da versagte ich also, dachte ich, fragte mich aber ebenfalls, ob das Versagen ganz und ausschliesslich auf meiner Seite sei. Von der ersten Seite an hatten mich *Thomas Mann*, *Kafka*, *Proust*, *Joyce* gepackt und mit sich gezogen; ja beim «Ulysses» war man lesend an eine Grenze geführt worden, von der aus es schwierig war, zu andern formal nicht so erfinderisch gebauten Romanen zurückzufinden. Ein kühner und geistvoller Bau wie der «Ulysses» hat die gleichzeitigen und bald nach ihm folgenden Romane an Wirklichkeit vermindert; die Zeit seiner Handlung – ein Tag des Jahres 1904 in Dublin – war gegenwärtiger als sozusagen alles, was erzählend an Zeitproblematik 1930 dargeboten wurde. So war es ebenfalls mit *Proust*; er war gegenwärtiger, mächtiger als die Späteren. Möglich, dass von diesen epischen Gewalthabern meine Aufmerksamkeit dermassen geprägt worden war, dass sie an neuen Erscheinungen sich nicht mehr so gierig auf ihre Wahrnehmungsbeute einzustellen vermochte, deshalb auch, weil das Hitlerwesen die Weltbühne mit seinem die Musen erschlagenden Getöse erfüllte.

Oder ist es so wie *Sainte-Beuve* angenommen hat, nämlich dass jede Person nicht nur genealogisch, sondern auch geistig einer gleichgestimmten Sippe angehört und nur zu den verwandten Geistern eine echte Beziehung erlangt? *Similes*

*similibus*: ich würde dann eben einer anderen Geistessippe angehören als Musil und Broch, wäre ausgeschlossen aus ihrer Welt und hätte das hinzunehmen. Solche spontan sich offenbarende Zugehörigkeiten sind gewiss von Bedeutung; ihre Einschränkungen der Freiheit aufgrund angenommener naturwissenschaftlicher Gesetzmässigkeit war mir allerdings ein peinlich zu tragender, ungläubwürdiger Erdenrest; ich erlebte in diesem Fall vor allem meine Unzugehörigkeit, das heisst meine Grenzen: Da waren künstlerische oder geistige Sphären, die mir keinen Zugang freigaben, die mich fern haben wollten, draussen in einer Zone der Fremdheit. Warum diese zwei? Warum zwei auf einmal? Warum gab es keine Bekehrung, keinen plötzlichen Durchbruch höherer Einsicht, keine Umwertung in mir? Zu falscher oder richtiger Urteilsbildung war es gar nicht gekommen, da ein früher, also vorkritischer Vorentscheid gefallen war, der mich die Wirklichkeit zweier Dichter hatte verfehlen lassen. Ich fühle eine Art Schuld, oder Mitschuld, weiss aber nicht, auf welchen Erkenntnissen jene Selbstwürfe zu formulieren wären, die mich über diesen toten Punkt, das heisst über den Irrtum hinausbrächten, oder dann zu einer

höheren Bewusstheit seiner Berechtigung. In jener Aktualität, die ich versäumt habe, wird sich der Fragenkomplex wohl nicht mehr stellen. Ich muss mir auf andern Feldern Mühe geben.

Mangelhafte Erkenntnis eines Kunstwerkes, eines Autors, deutet darauf hin, dass der Kritiker mit mehr als einem blinden Fleck auf der Netzhaut auch vor das zusammengesetzte Gebilde der deutschen Literatur, der englischen usw. Literatur, der Weltliteratur hintritt – dabei glaubt er, eine Gesamtauffassung einzelner Literaturen und des umfassenden Wesens Literatur überhaupt zu haben. Ja, ohne das latente Bewusstsein, an einer sich entwickelnden Ganzheit des Eigensprachlichen mitzuwirken, blieben ihm Lust und Wille zur Mitverantwortung unerweckt. Innerhalb der Literatur gibt es Autoren und Tendenzen, die er nicht kennt, kaum gewahrt, zu wenig bedenkt. Die schönste Formel für eine nicht geglückte Beziehung zu einem grossen Dichter stammt von dem französischen Kritiker *Charles Du Bos*. Goethe, sagte er, sei der schönste unter den ihm Fremden, «*le plus beau de mes étrangers*». Dennoch hat er das Menschenmögliche getan, dem schönen Fremdling näherzukommen. Solches Verhalten bleibt musterhaft. ♦

.....

*Mangelhafte Erkenntnis eines Autors deutet darauf hin, dass der Kritiker mit mehr als einem blinden Fleck auf der Netzhaut auch vor das zusammengesetzte Gebilde der Weltliteratur hintritt.*

.....

## SPLITTER

*Zweifel muss nichts weiter sein als Wachsamkeit, sonst kann er gefährlich werden.*

GEORG CHRISTOPH LICHTENBERG: SUDELBÜCHER F 447.